

Zitierhinweis

Friedrich, Markus: Rezension über: Alberto Cevolini (ed.): Thomas Harrison, *The Ark of Studies*, Turnhout: Brepols, 2017, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 45 (2018), 4, S. 58-60, DOI: 10.15463/rec.1450498946



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

diversen florentinischen Akademien engagierten, und zwar als Sponsoren wie als selbst vortragende und debattierende Intellektuelle, wie kostspielig sie ihre Paläste, Villen und Grabkapellen mit Fresken und Statuen ausstatten ließen, wie einfallsreich sie eigene Feste und solche der Medici mit Ideen und Geld unterfütterten und, last but not least, wie geschickt sie über ihre weitgespannten Netzwerke bildende Künstler, Literaten und Wissenschaftler weiterempfahlen und somit den Ruf von Florenz als weiterhin florierende Kulturhauptstadt verbreiteten – zum eigenen Nutzen und zur Ehre der Medici, also im Sinne einer Symbiose. Auf diese Weise unterstreicht die Arbeit nachdrücklich ein weiteres Mal, welch hohen Stellenwert die Affinität zu Kunst und Kultur für italienische Eliten der Neuzeit weiterhin besaß. Dass diese Kombination von politischen Funktionen, Mitgliedschaft und eigener Produktivität in Akademien sowie Kunstaufrägen ein unverwechselbares Profil der florentinischen Hofgesellschaft ausmacht, wie die Verfasserin meint, muss allerdings entschieden bestritten werden – in so unterschiedlichen Systemen wie dem päpstlichen Rom oder Venedig lässt sich dasselbe konstatieren.

Volker Reinhardt, Fribourg

Harrison, Thomas, The Ark of Studies, hrsg. v. Alberto Cevolini (De diversis artibus, 102), Turnhout 2017, Brepols, XIII u. 142 S. / Abb., € 60,00.

Dieses schmale Bändchen hat eine große Wirkung verdient, denn es ist ebenso nützlich wie anregend: nützlich, da es einen bekannten lateinischen Text leicht und vor allem in Übersetzung allgemein zugänglich macht, anregend, da der Herausgeber den kurzen Originaltext, dessen lateinische Version in der vorliegenden Ausgabe knapp dreißig Seiten umfasst, durch einen gut doppelt so langen Einleitungssatz umfassend einordnet und dabei zugleich einen tiefgreifenden Forschungsbeitrag leistet. Worum geht es? Im Zentrum steht der 1640 oder 1641 von dem englischen Gelehrten und Theologen Thomas Harrison verfasste Traktat über einen Zettelkasten, mit dem der Autor die Kunst des Exzerpieren revolutionieren wollte. Dieser Text gelangte dann – noch immer als Manuskript – auf Umwegen nach Hamburg, wo er 1689 von Vincentius Placcius in einem Kompendium über das Exzerpieren erstmals gedruckt wurde. Im zweiten Teil des hier anzuzeigenden Buchs hat Alberto Cevolini Harrisons Text mit Placcius' Vor- und Nachbemerkung in modernes Englisch übersetzt, das auch in den technischen Einzelheiten sehr gut zu lesen und klar nachzuvollziehen ist. Da der lateinische Originaltext ebenfalls abgedruckt ist, ist es zu vermerken, dass Cevolini – bei aller inhaltlichen Korrektheit – gelegentlich vielleicht etwas zu frei übersetzt hat (so verschmilzt beispielsweise die Parallele von *industria* und *operosa patientia* in Kapitel 7 [82] im Englischen zu „patience for such an enormous, strenuous labour“; vgl. auch die – inhaltlich ganz unangreifbare – Hinzufügung eines englischen Objekts „studies“ in Kapitel 3 [79], das in dieser Form im Lateinischen fehlt).

Harrison wollte das Exzerpieren und die Verwaltung der Exzerpte neu organisieren. Was schlug er konkret vor? Jeder gelehrte Leser sollte fortlaufend alles Wissens- und Bewahrungswerte aufschreiben, das ihm bei der Lektüre, aber auch bei Gesprächen oder beim Spaziergang unterkam. In regelmäßigen Abständen sollten die Bögen mit Exzerpten dann in längliche Papierstreifen zerschnitten und mit einem Loch versehen werden. Hinsichtlich der Aufbewahrung schlug Harrison vor, jeder Gelehrte solle sich einen innen durch bewegliche Leisten strukturierten Exzerptschrank bauen lassen. An diese beweglichen Leisten würden, wiederum bewegliche, Haken gehängt, auf denen die Themengebiete, zu denen exzerpiert worden war, vermerkt sein sollten. Die Exzerpte auf den perforierten Papierstreifen sollten dann an den sie betreffenden Haken aufgehängt werden. Da sowohl die Haken als auch die Exzerpte/Papierstreifen je-

derzeit innerhalb des Exzerptschrankes bewegt werden konnten, blieb die Wissensordnung dauerhaft veränderlich und anpassbar. Hierin lag die große Innovation von Harrisons Methode gegenüber den von ihm kritisierten herkömmlichen Verfahren, bei denen es immer um eine letztlich in ihrer Anordnung unveränderbare Eintragung in gebundene Bücher oder Kladden ging. Harrisons Exzerptschrank konnte mit der Zunahme der Exzerpte mitwachsen oder sich einem etwaigen Wandel bzw. einer Ergänzung der Wissensinteressen des Exzerpierenden anpassen, da seine Logik der Wissensorganisation nicht unwiderruflich vorstrukturiert war. Nach allem, was wir heute wissen, wurden zumindest einige Prototypen dieses gelehrten Möbelstücks tatsächlich gebaut.

Cevolini versteht Harrisons Verfahren als Kulmination mehrerer wissenshistorischer Umbrüche, und vor allem hierauf hebt er in seiner facetten- und perspektivenreichen Einleitung ab. Darin geht es weniger um biographische oder textgenetische Aspekte als vielmehr um ein großes wissensgeschichtliches Panorama. Cevolinis Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass Exzerpieren als Kultur- und Wissenstechnik zu Harrisons Zeit bereits eine jahrhundertelange Tradition hatte, für die die mittelalterlichen Florilegien das typische Beispiel gewesen seien. Die Florilegien seien das Produkt einer Kultur gewesen, in deren Mittelpunkt letztlich das mentale Gedächtnis und das Auswendigkönnen des Exzerpierenden gestanden hätten. Im Zeitalter des Buchdrucks sei dies unmöglich geworden, so Cevolini; die Fülle des zu Exzerpierenden war zu sehr angestiegen. Die klassische Erinnerungstechnik, die auf das mentale Gedächtnis abstellte, war an ihr Ende gekommen. Eine Externalisierung der Erinnerung war nötig, für die Harrisons Schrank die Lösung darstellte. Zugleich wurde die Frage nach der Praxis des Herausschreibens und nach der praktischen Anordnung des Herausgeschriebenen in Notizbüchern zu einem immer drängenderen Problem, denn die Masse der Exzerpte machte das Wiederauffinden von einschlägigen Mitschriften immer umständlicher. Harrisons Exzerptschrank verkörperte die zukunftsfähigste Lösung, weil er mit frei beweglichen Einzelexzerpten (statt mit ganzen Exzerptbüchern) hantierte, zugleich deren freie Rekombinierbarkeit ermöglichte (man konnte jederzeit herunternehmen, was man für ein konkretes Projekt benötigte) und schließlich für stete Erweiterbarkeit sorgte (leicht ließen sich zusätzliche Haken mit neuen Themen einfügen).

Diese Konzeption eines externen, frei kombinierbaren Maschinengedächtnisses wird von Cevolini als Gegenpol (und Überwindung) der klassischen rhetorischen Mnemotechnik präsentiert, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil diese Innovation eine radikale Aufwertung des Vergessens impliziert habe. Zwar sollte alles Wissenswerte exzerpiert werden, konnte dann aber auch sogleich vergessen werden. Wichtig war in Harrisons Welt nicht mehr so sehr inhaltliches Wissen als vielmehr Metawissen. An die Stelle des Wissens über einen Gegenstand trat das Wissen, wo man das Wissen über diesen Gegenstand finden konnte. Das Exzerpt sollte die Erinnerung nicht mehr nur unterstützen, sondern sie vielmehr ersetzen (17). Zugleich legt Cevolini großen Wert auf Harrisons stolze Behauptung, dass es mit seiner Methode des Exzerpierens und der Exzerptorganisation viel leichter geworden sei, Exzerpte zu einem Thema mit Kollegen zu teilen – man nimmt einfach das entsprechende Bündel vom Haken. Damit, so hebt der Herausgeber hervor, reflektierte Harrison die wachsende Neigung zur kollaborativen, gemeinschaftlichen Wissensproduktion in der Frühen Neuzeit.

Man mag manche Rückfragen an Cevolinis klare Entwicklungsgeschichte haben: War es wirklich der Buchdruck als solcher, der die Explosion des zu Exzerpierenden herbeiführte? Waren die mittelalterlichen Florilegien wirklich derart eindeutig nur als Unterstützungsmedien für echtes Auswendigwissen gedacht? Will man wirklich die

postmittelalterliche Wissenskultur derart pauschal als eine auf absichtlichem „Ver-gessen“ gegründete ansehen (etwa 37: „transition from a culture that prized memory to a culture that prized forgetfulness“)? Bedarf es tatsächlich der überkomplexen evolutionstheoretischen Metasprache, derer sich Cevolini durchgängig bedient, um die historischen Sachverhalte zu behandeln? Doch auch wenn die kulturgeschichtlichen Weiterungen, die in Cevolinis klugem Essay vorgenommen werden, bisweilen Anlass zu Rückfragen geben mögen: Der Herausgeber hat hier eine äußerst anregende Einordnung des von ihm in hervorragender Weise präsentierten wichtigen Textes vorgenommen. Ihm ist zu einem wirklich sehr gut geglückten kleinen Schmuckstück der Gelehrsamkeit zu gratulieren.

Markus Friedrich, Hamburg

Die „*litterae annuae*“ der Gesellschaft Jesu von Glückstadt (1645 bis 1772), der „*Catalogus mortuorum*“ (1645–1799) und der „*Liber benefactorum*“ (1676–1727) der Glückstädter katholischen Gemeinde, 2 Halbbde., hrsg. v. Christoph *Flucke* / Martin J. *Schröter* (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schlesweg-Holsteins, 125), Münster 2017, Aschendorff, 922 S. / Abb., € 49,00.

Die Faszination der *litterae annuae* der Jesuiten ist nach wie vor ungebrochen. Immer wieder werden die Jahresberichte dieser oder jener Ordensniederlassung aus den Handschriften abgedruckt, übersetzt und damit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dies ist nicht nur ein deutsches Phänomen, denn auch im Rest Europas finden diese Jahr für Jahr von den Jesuitenpatres verfassten, nach Rom in die Ordenszentrale übersandten und von dort – oft in mehr oder weniger stark redigierter Form – an die Jesuiten weltweit verteilten Rechenschaftsberichte Anklang und Aufmerksamkeit. Häufig entstehen diese Ausgaben und Übersetzungen in lokal- oder regionalhistorischen Arbeitszusammenhängen oder werden außerakademisch erarbeitet. Ihre Publikation ist damit nicht zuletzt auch ein beeindruckendes Zeugnis für die Aktivität und Produktivität einer gesellschaftlich breit verankerten lokalhistorisch fokussierten Geschichtskultur. Man mag diesen Publikationsunternehmungen zwar hier und da eine gewisse Distanz zu den Standards und Interessen der professionellen Geschichtswissenschaft anmerken; dennoch sollte in erster Linie die zum Teil sehr bemerkenswerte Leistung der Herausgeber und Übersetzer im Zentrum der Bewertung stehen.

In diesem Sinne blickt der Rezensent mit großer Wertschätzung auf das hier anzuzeigende Werk, den zweiten Band einer Serie von Abdrucken und Übersetzungen norddeutscher Jahresberichte der Societas Jesu. Nachdem das Hamburger Team Christoph *Flucke* (Übersetzer) und Martin *Schröter* (Herausgeber) 2015 bereits in zwei umfangreichen Bänden die Texte der Hamburger Jesuiten herausgebracht hat, folgt nun das etwa halb so lange Manuskript der Patres aus der Missionsstation im dänischen Glückstadt. Wie die erste Publikation halte ich auch dieses Werk für eine insgesamt gelungene, nützliche und verlässliche Ausgabe. Sicher: Es handelt sich um keine Edition im strengen philologischen Sinn, sondern um den bloßen Abdruck einzelner Textzeugen (meist der in Rom aufbewahrten Version). Die Frage danach, wie sich der Text im Laufe seiner Erstellung und Weiterleitung veränderte, bleibt außen vor. Damit bleibt letztlich auch ungeklärt, welche Rolle die in Glückstadt angefertigten Texte im weiteren Verlauf der Informationsverbreitung hatten; womöglich wurden die Texte in der hier abgedruckten Form gar nicht in Umlauf gebracht. Die ‚Geschwätzigkeit‘ der lokalen Ursprungstexte dürfte in einem globalen Wissenskontext kaum tragbar gewesen sein. Doch gerade durch ihre Länge und Ausführlichkeit werden sie zu nützlichen Quellen für die Bearbeitung lokalhistorischer Fragen. Und genau diese Per-